

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (7 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

M a g a z i n

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Nöhrn-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 73.

Berlin, Mittwoch den 19. Juni

1833.

R u s s l a n d.

Novosselje. Original-Aufsätze und Gedichte der berühmteren jetzt lebenden Russischen Schriftsteller. St. Petersburg, 1833.

Dieses kostbar ausgestattete Buch, das, seiner Zusammenstellung nach, dem Livre des cent-et-un gleicht, ist diesem auch zum Theil nachgeahmt, indem es ebenfalls den freundlichen Gesinnungen der Schriftsteller gegen einen Buchhändler sein Daseyn verdankt. Herr Smiridin, der Russische Advocat, ist freilich nicht bankerott, wie der Französische. Er hatte vielmehr vor zwei Jahren in St. Petersburg ein neues prachtvolles Haus bezogen und zur Einweihung desselben sämtliche in der Hauptstadt anwesende Russische Schriftsteller zu einem Feste eingeladen. Bei diesem Feste entstand der Plan, dem Geber desselben ein eigenthümliches Gastgeschenk zu machen. Xenien heißen die Geschenke, die der Wirth im alten Griechenland seinem Gaste zu machen pflegte; Novosselje heißt jedoch auf Russisch: Geschenk zur neuen Wohnung, und bezeichnet eine Sitte, die auch bei uns in Deutschland zuhause ist.

Novosselje, das Buch, das nunmehr erschienen ist, kann in der That als das schönste Geschenk dieser Art gelten; Herr Smiridin ist aber auch einer der thätigsten und großartigsten Buchhändler, nicht bloß Russlands sondern Europas überhaupt. Keinen der besseren Russischen Schriftsteller läßt er sich seinem Verlage entziehen, und wie das Honorar, so ist auch die Ausstattung würdig — was bekanntlich bei einigen von unseren berühmten Deutschen Buchhändlern nicht immer der Fall ist. Von seiner Thätigkeit mag unter Anderem auch einen Beweis abgeben, daß er im vorigen Jahre bloß für Druckkosten und Papier der bei ihm verlegten Werke 400,000 Rubel R. A. bezahlt hat. Die Herausgabe der mit eleganten Kupfern ausgestatteten Novosselje soll ihm 22,000 Rubel R. A. gelostet haben — ein theueres Geschenk, wie man sieht, das sich jedoch durch die Theilnahme des Publikums bald als das ausweisen wird, was es seyn soll.

Siebenundzwanzig Schriftsteller, worunter sich alle literarische Notabilitäten Russlands befinden, haben zur Novosselje beigetragen. Unter den Poeten bemerken wir Puschkin, Schukowsky, Gneditsch, Fürst Wissemelsky, Kryloff (den Fabeldichter) und Kosloff; unter den Prosaisten Gretsich, Bulgarin, Massalsky, Panajeff, Sentowsky, Michailowsky-Danilewsky und die Pseudonymen Baron Brambeus und Kosal Lugansky.

Puschkin und Schukowsky haben sich in fremden Dichtungsweisen versucht. Puschkin giebt eine Novelle à la Casini in achtzeiligen Stanzen: „Das Häuschen auf der Kolonna.“ Die ottave rime sind in der Russischen Poesie noch etwas Neues, und Herr Puschkin führt sie daher förmlich ein, indem er dem scherzhaften Gedichte eine halb ernste militairische Musterung seiner bisherigen Vers-Arten voranschickt und endlich die Ottave aufmarschiren läßt. Die Erfindung der Novelle selbst ist von keiner großen Bedeutung. Eine Wittve bewohnt mit ihrer schönen Tochter, einer alten Magd und einer Kake ein kleines Häuschen auf der Kolonna, wo die schöne Paschetta mit einigem Herzklopfen die schmucken Garde-Offiziere täglich vorübergehen sieht, ohne doch, von Mutter, Magd und Kake bewacht, einen derselben sprechen zu können. Endlich stirbt die Magd; die Kake brummt und die Mutter verlangt nach einer anderen Köchin. Sie schiekt die Tochter zur Nachbarin, die mit Köchinnen gut Bescheid weiß, und jene kommt auch bald mit einer ziemlich hoch gewachsenen, zur Arbeit, wie es scheint, sehr tüchtigen Person zurück. Die neue Magd ist zwar etwas ungeschickt und hält sich immer ein wenig scheu von der Hausfrau entfernt; aber sie zeigt guten Willen, begnügt sich mit Wenigem und wird darum im Dienste behalten. Am nächsten Sonntage geht die Mutter mit der Tochter in die Kirche und fordert auch die Dienstmagd dazu auf. Diese zieht es aber vor, zu Hause zu bleiben. In der Kirche fällt der Mutter ein: wenn mich die neue Magd nur nicht bestiehlt! Sie läuft unruhig nach Hause und — man denke sich ihr Erstaunen, als sie die Köchin eingeseift findet, mit dem Barbiermesser in der Hand und vor dem Spiegel sich den Bart pfeifend. Die eingeseifte Magd wartet den Dorn der in Ohnmacht gefallenem Gebieterin nicht ab, sondern springt über sie hinweg und macht sich davon. Die schöne Paschetta ist einigermaßen verlegen, als sie nach Hause kommt; sie scheint von dem Warte der Magd schon früher etwas gewußt zu haben, aber damit endigt die Novelle und der Dichter läßt uns über das fernere Schicksal des Mädchens von der Kolonna in einigem Zweifel.

Schukowsky hat den Russischen Hexameter, dem sonst immer

eine gewisse steife Ungelegenheit vorgeworfen wird, in Ehren bringen wollen. Seine in diesem Verweise gelieferte Erzählung erinnert an Hermann und Dorothea und Hoffens Luise, die dem kundigen Uebersetzer vieler Deutschen Gedichte wohl vorgeschmebt haben mögen. Seine Russischen Hexameter sind wohlklingend und, wenn auch nicht weich, wie die Griechischen, doch voll rhythmischen Tactes, wie die Deutschen. Hr. Waratynsky hat den Tod Goethe's besungen. Die mächtige Universalität des Deutschen Dichters, seine nach allen Seiten sich manifestirende Schöpferkraft ist es besonders, die der Russische Barde hervorhebt. Wahrlich, sagt er, Goethe hat so viel gethan, daß Gott der Herr gerechtfertigt wäre, wenn unsere Existenz auch nur bis an das Grab hin reichte.

Ungemein poetisch gehalten ist Kosloff's Gedicht: die beiden Nachen. Zwei Nachen schwimmen denselben Strom entlang. Der eine, mit Blumen bedeckt, trägt ein weißes Segel und gleitet leicht auf der Oberfläche des Wassers dahin; ein jugendliches Weib sitzt in dem Nachen; sie singt von ihrem Glück und preist den klaren Himmel und die Natur, die ringsum ihr zulächelt; nur ein besorglicher Gedanke streift durch ihren heiteren Sinn; sie weiß, daß der Strom da, wo er in das Meer fällt, einen tiefen Abgrund birgt, und dieser Abgrund ist unvermeidlich. Der andere Nachen durchschneidet langsam die Wogen; ein schwarzes Segel ist an seinem Mast befestigt; ein armer unglücklicher Mann sitzt darin; nichts als Thränen und Seufzer hat er, kein Hoffnungsstern leuchtet ihm durch die dunkle Nacht; nur ein tröstender Gedanke streift durch seinen trüben Sinn; er weiß, daß der Strom da, wo er in das Meer fällt, einen tiefen Abgrund birgt, und dieser Abgrund ist unvermeidlich. Und beide Nachen werden vom Strome fern hinweggeführt, und beide verschwinden in dem dunklen unerforschten Abgrund!

Unter den Beiträgen in Prosa sprechen besonders „die Unbekannte“ und „Satans Leber“ von Baron Brambeus, „Dmar und die Aufklärung“ von Bulgarin, ein „Volksmärchen“ des Kosalen Lugansky, „der Russische Jearus“ von Massalsky, „Züge aus dem Leben Alexander's I.“ von Michailowsky-Danilewsky und die „Erinnerungen“ von Gretsich den Leser sehr an.

Wenn auch nicht so reichhaltig als die Hundert und Einer, gewährt doch die Novosselje einen vollständigeren Ueberblick der heutigen Russischen Literatur, als die 11 Pariser Bände von der Französischen geben. Bei Brieff in St. Petersburg wird eine Deutsche Uebersetzung der werthvollsten Beiträge der Novosselje in einzelnen Bändchen erscheinen.

Bibliographie. In St. Petersburg erschien in Deutscher Sprache:

Der Findling. Herausgegeben von Niama. Erster Band. — Niama ist der adoptirte Name einer bereits rühmlichst bekannten Schriftstellerin, die hier ihre kleinen Schriften zusammengestellt hat. Es befinden sich darunter eine Betrachtung über die Würde der Menschengestalt; sechs Briefe über Leben, Liebe, Wissen und Kunst, gefunden auf einer Wanderung durch das südliche Deutschland; die Verirrung, eine Novelle; Ironie und Satire, eine Vorlesung; hundert Aphorismen; zwei Vortreden und eine Nachrede.

Die historischen Tabellen von Kohlrausch sind, in's Russische übersetzt und durch die politische Geschichte Russlands ergänzt, bei Brieff in St. Petersburg erschienen.

F r a n k r e i c h.

Gegenwärtiger Standpunkt der Französischen Sprache und Literatur.

Von Victor Hugo.

(Schluß.)

Nicht etwa, als ob wir im entferntesten Anhänger der direkten Möglichkeit der Kunst wären — eine kindische Theorie, die in den letzten Zeiten von philosophischen Sekten aufgestellt worden ist, welche die Frage nicht gründlich studirt hatten. Das Drama, als Werk der Zukunft und der Dauer, kann nur Alles verlieren, wenn es sich zum unmittelbaren Prediger von drei oder vier gelegentlichen Wahrheiten macht, welche die Polemik der Parteien alle fünf Jahre in die Mode bringt. Den Parteien ist es Bedürfnis, die politischen Stellungen mit Sturm zu nehmen. Sie bedienen sich der dazu nöthigen zwei oder drei Ideen, und mit diesen untergraben sie Tag und Nacht den Boden der Macht. Es ist eine Belagerung

nach allen Regeln. Eines schönen Morgens laufen die Parteien Sturm, wie im Juli 1789, oder die Regierung macht einen Ausfall, wie im Juli 1830, und die Festung wird bei dieser Gelegenheit genommen. Sobald man im Besitz der Festung ist, werden die Belagerungs-Arbeiten eingestellt; nichts erscheint unnützer, unvernünftiger und abgeschmackter, als die Belagerungs-Arbeiten, wenn die Stadt einmal genommen ist. Man schüttet die Tranchen zu, und die großen politischen Wahrheiten, welche zum Angriff gedient hatten, werden, wie altes Gerath, hier- und dorthin geworfen und auf dem Boden vergessen, bis ein forschender Geschichtsschreiber die Güte hat, sie aufzuheben und ihnen in seiner Sammlung von Irrthümern und Täuschungen der Menschheit eine Stelle anzuweisen. Hat irgend ein Kunstwerk das Unglück gehabt, mit den politischen Wahrheiten gemeinschaftliche Sache zu machen und ihnen im Kampfe zur Seite zu stehen, so ist es nur um so schlimmer für das Kunstwerk; nach dem Siege wird es dienstunfähig seyn und wie das Uebrige bei Seite geworfen werden. Laßt es uns daher laut aussprechen: jene großen und ewigen Wahrheiten, die bei allen Völkern und zu allen Zeiten die Grundlage der menschlichen Gefühle gebildet, müssen der Urstoff der Kunst, der unsterblichen und göttlichen Kunst seyn. Die Ideen, welche einen oder zwei Tage nützlich und wahr sind, und mit denen die Parteien eine Festung stürmen, lassen sich eben so wenig zu einem zusammenhängenden System gesellschaftlicher oder philosophischer Wahrheiten gebrauchen, als die Zickzacks und Parallelen, welche zur Einnahme einer Citadelle gedient haben, Straßen und Wege sind.

Das bedeutendste Produkt der nützlichen Kunst, der Kunst, welche bei den politischen Streitigkeiten Partei nimmt, ist das Pamphlet-Drama des 18ten Jahrhunderts, die philosophische Tragödie, ein bizarres Gedicht, in welchem die Tirade den Dialog, der Grundsatz den Gedanken ersetzt; ein Werk der Unvernunft und des Bornes, welches leichtsinnig Bresche in eine Gesellschaft schießt, unter deren Trümmern es nothwendig begraben werden muß. Es ist sicherlich viel Geist, viel Talent, viel Genie in jenen Dramen aufgewendet worden, welche die Bastille zerstört haben; aber die Nachwelt wird sich nicht darum bekümmern. In ihren Augen ist es eine armselige Arbeit, die Vorrede zur Encyclopädie in eine Tragödie verwandelt zu haben. Noch weniger wird sie sich mit der politischen Tragödie der Restauration beschäftigen, welche durch die philosophische Tragödie des 18ten Jahrhunderts erzeugt worden ist. Alles das ist zu seiner Zeit sehr applaudirt worden, und in der unsrigen sehr in Vergessenheit gerathen. Nicht indem er auf kleinliche Weise für diese oder jene Gewalt, welche einige Tage zu leben hat, Partei ergreift, wird der dramatische Dichter mächtig auf seine Zeitgenossen und auf sein Jahrhundert wirken; sondern nur durch wahre Schilderungen der ewigen Natur, welche Jeder in sich trägt. Und wir wiederholen es, je gründlicher, uneigennütziger und allgemeiner der dramatische Schriftsteller ist, je besser wird er seine Mission sowohl bei den Zeitgenossen als bei der Nachwelt erfüllen. Je mehr sich der Gesichtskreis des Dichters erweitert, um so größer und nützlicher wird er der Menschheit seyn. Uns scheint die Aufgabe des dramatischen Dichters von Molière besser als von Voltaire, und von Shakespeare besser als von Molière gelöst worden zu seyn. Wir ziehen Cartouche dem Mahomet, und Jago dem Cartouche vor. Beim Uebergang von einem dieser drei Dichter zum anderen sieht man, wie der Gesichtskreis sich erweitert. Voltaire spricht zu einer Partei, Molière spricht zur Gesellschaft, Shakespeare zum Menschen.

Dramatische Dichter, die Ihr etwas Großes, Starkes und Mächtiges in Euch fühlt, hört auf den Rath eines Mannes, der aus inniger Ueberzeugung redet. Stellt Euch über den Haß der Parteien und selbst über den eigenen, kleinlichen, persönlichen Haß, wenn Ihr einen solchen nährt. Gehört weder der Opposition, noch der Gewalt an, sondern der Gesellschaft, wie Molière, und der Menschheit, wie Shakespeare. Nehmet an den materiellen Revolutionen nur vermittelst der geistigen Revolutionen Theil. Rottet die Leidenschaften des Tages nicht um Euer unsterbliches Werk zusammen. Schöpft Eure Tragödien aus der Geschichte, aus der Phantasie, aus der Vergangenheit, aus der Gegenwart, aus Eurem Herzen, aus den Herzen Anderer, und überlaßt den weniger Würdigen das Drama der Schwähungen, der Persönlichkeiten und des Stands.

Die Menge durch die glänzende Phantasie des Dichters herbeiziehen und begeistern; dem Volke die Regierung, welche es für den Augenblick besitzt, vergessen machen; den Frauen Thränen über eine Frau, den Müttern über eine Mutter, den Menschen über einen Menschen zu entlocken; gelegentlich eine schöne Seele in einer mißgestalteten Hülle zeigen; den Großen Achtung für die Kleinen einflößen, und den Kleinen einen Maßstab für die Großen in die Hand geben; zeigen, daß die Besten nicht frei von Fehlern sind und auch die Schlimmsten einen Keim des Guten in sich tragen, und dadurch den Schlechten Hoffnung, Nachsicht den Guten einflößen; — darin besteht, unseres Erachtens, der wahre Nutzen und der wahre Einfluß des Dichters. Auf diesem prachtvollen und breiten Wege und nicht durch politische Zänkereien wird die Kunst eine Macht.

Um diesen Zweck zu erreichen, muß das Theater seine großen und reinen Verhältnisse bewahren. Das Drama des Napoleonischen Jahrhunderts darf nicht weniger erhaben auftreten, als die Tragödie Ludwig's XIV. Sein Einfluß auf die Massen wird auf immer im Verhältniß zu seiner eigenen Höhe und Würde stehen. Je höher das Drama gestellt ist, je weiter kann es gesehen werden. Deshalb, dies sey im Vorbeigehen gesagt, ist es zu wünschen, daß die talentvollen Männer nie die Vortrefflichkeit des Grandiosen und des Idealen bei allen Künsten, die zu den Massen sprechen, außer Acht lassen. Die Massen haben ein inneres Gefühl für das Ideale. Ohne Zwei-

fel ist es ein Haupt-Bedürfniß für den Dichter, die mitlebende Gesellschaft zu schildern, und dieses Bedürfniß hat schon bedeutende Werke hervorgebracht; aber man muß sich hüten, der profaischen Tragödie des Kramladens und des Salons, jener häßlichen, manierirten, sentimentalen, weinerlichen Tragödie, den Vorzug vor dem hohen Universal-Drama zu geben; man muß nicht von Shakespeare zu Kogebue hinunterspringen.

Die Kunst ist groß. Welchen Gegenstand sie auch behandeln möge, sie rede von der Vergangenheit oder von der Mitwelt, von Lastern oder Tugenden, von Verbrechen oder Leidenschaften — stets muß sie bedeutsam, aufrichtig, moralisch und religiös seyn. Auf dem Theater besonders giebt es nur zwei Dinge, welche die Kunst auf würdige Weise im Auge haben muß: Gott und das Volk. Gott, von dem Alles kommt! Das Volk, zu dem Alles geht! Gott, welcher das Prinzip, das Volk, welches der Zweck ist. Gott dem Volke verleiht, die Vorsehung dem Menschen erklärt, das ist das einfache Wesen der Tragödie vom Oedip bis zum Macbeth. Die Vorsehung ist der Mittelpunkt der Dramen wie der Dinge. Deus centrum et locus rerum.

Wenn man sich den verschiedenen Gesetzen, welche wir hier aufgestellt haben, unterwirft, wird man leicht begreifen, daß der Beruf des Theater-Dichters in der Zeit, in der wir leben, ein großer seyn kann. Es ist eine schöne Aufgabe, eine ganze Gesellschaft von künstlichen Leidenschaften zu den natürlichen zurückzuführen. Das Drama, wie wir es verstehen, wie es die neuen Generationen uns geben werden, wird eine Reihe so unwiderstehlicher Erfolge haben, daß es sich wenig mehr kümmern wird um Niederlagen oder Siege, welches doch nur augenblickliche Zufälle sind, die nur für das zeitliche Glück der Dichter von Wichtigkeit sind, aber niemals das Wesen der Frage entscheiden. Das Drama, welches unsere Zeit verlangt, wird, dem Volke wie der Gewalt gegenüber, gleich feststehen. Es wird sich seine Freiheit weder von der Menge, die sich zuweilen von der Mode fortreißen läßt, noch von den Regierungen nehmen lassen, die nur zu oft von einem kleinlichen Egoismus Rath annehmen. Stark durch sein Gewissen und im Gefühl seiner Würde, wird es der Gewalt bei sich darbietender Gelegenheit die Wahrheit zu sagen wissen, wenn dieselbe neuerdings ungeschickt genug seyn sollte, sich bei dem Verbrechen der Gesehwindigkeit ertappen zu lassen, wie ihr solches vor sechs Monaten, als ihr ein Stück unter dem Titel le roi s'amuse mißfiel, begegnet ist.

Also um das Gesagte noch einmal kurz zusammenzufassen: Größe und Strenge in der Intention, Größe und Strenge in der Ausführung, dies sind die Bedingungen, unter denen sich das Drama unserer Zeit, wenn es leben und regieren will, entwickeln muß. Moralisch dem Wesen nach, literarisch in der Form; und populair durch Form und Inhalt.

Und da aus Allem, was wir hier geschrieben haben, hervorgeht, daß die Kunst und das Theater populair seyn müssen, so erlaube man uns zum Schluß mit wenig Worten uns in dieser Beziehung deutlicher zu erklären. Ohne Zweifel ist die Popularität eine herrliche Bemantelung der großen Bedingungen einer vollkommenen Kunstleistung; aber es geht hierbei, wie bei allen Dingen; wer nur die Popularität besitzt, besitzt nichts. Und dann muß man zwischen einer Popularität und der anderen wohl unterscheiden. Es giebt eine elende Popularität, welche sich das Triviale und Gewöhnliche erwirbt. In diesem Sinne giebt es nichts Populaireres, als die Lieder Au clair de la lune und Ah! qu'on est fier d'être Français! Dies ist eine flache Popularität. Die Kunst verachtet sie. Die Kunst bemüht sich nur in so weit um einen populaireren Einfluß auf die Zeitgenossen, als sie denselben innerhalb der Bedingungen der Kunst erlangen kann. Und wenn ihr zufällig dieser Einfluß versagt werden sollte, was zu jeder Zeit selten und in der unsrigen fast unmöglich ist, so giebt es für sie eine andere Art von Popularität, welche sich aus dem allmäligen Beifall einer kleinen Anzahl der ausgezeichneten Männer jeder Generation bildet; in Jahrhunderten wird daraus auch eine Masse, und diese ist das wahre geistige Volk. Diese langsame Anerkennung der Zeiten gründet jene große Namen, welche oft von den Zeitgenossen gelästert werden, deren Verdienst aber, wenn der Tag gekommen ist, allgemein anerkannt und keinem Streit mehr unterworfen ist. Wenige Menschen in jeder Generation lesen Homer, Dante und Shakespeare mit Fleiß und Einsicht; aber Alle beugen sich vor diesen Kolossen. Die großen Männer sind hohe Berge, deren Gipfel unbewohnt bleiben, die aber doch immer den Horizont beherrschen. Seit fünfzig Jahren haben nur zwölf Menschen den Gipfel des Mont-Blanc erklimmt. Wie wenig Geister haben sich auf die Höhe des Dante und Shakespeare geschwungen. Wie wenig Blicke haben die ungeheure Weltkarte betrachten können, welche von jenen Höhen aus vor ihnen ausgebreitet liegt! Was ist aber daran gelegen! Alle Augen sind nichtsdestoweniger auf jene Culminations-Punkte der intellektuellen Welt gerichtet, — Berge, deren Gipfel so hoch ist, daß der letzte Strahl der längst am Horizont verschwundenen Jahrhunderte noch glanzvoll auf ihnen weilt!*)

Bibliographie.

Histoire de l'Empereur Napoléon. (Geschichte des Kaisers Napoleon.) Von Abel Hugo. Erscheint in monatlichen Bdn. von 4—5 Bogen. Pr. jeder Bdg. mit Bignetten 3 Fr.

Ernestine — oder die Probe. Erzählung von Lucien de St. Firmin. Pr. 7½ Fr.

Le Dessert. (Erzählungen in Versen und verschiedenen Dichtungsarten.) Von J. C. Vial. Pr. 3 Fr.

*) Es ist die Europe Littéraire, der wir diesen gedankenreichen Artikel entlehnen, und gern nehmen wir die Gelegenheit wahr, einen Theil von dem, was wir über diese Zeitschrift früher gesagt, hier zu berichtigen; sie hat in ihren seitdem erschienenen Nummern in der That eine große Anzahl trefflicher Artikel geliefert. (D. R.)

H o l l a n d.

Herinnerungen uit Japan. (Erinnerungen aus Japan.)
Von Heinrich Doeff, ehemaligem Niederländischen Verwaltungs-Chef auf dem Eiland Decima in Japan. Harlem, 1833.

Der Verfasser dieses Werkes hat neunzehn Jahre, von 1799 bis 1817, in Japan gelebt und darunter fünfzehn als Verwaltungs-Chef auf der Insel Decima. Als er im Jahr 1817 in sein Vaterland zurückkehrte, litt er Schiffbruch und verlor dabei alle seine über Japan gesammelte Materialien, unter anderen auch ein von ihm geschriebenes Japanesisches Wörterbuch. Bald nach seiner Rückkehr nach Europa brachte er seine Erinnerungen aus Japan, so wie sie ihm noch frisch im Gedächtniß lagen, zu Papier, legte jedoch zugleich den Vorfaß, während seines Lebens nichts davon öffentlich erscheinen zu lassen, weil vieles ihn persönlich Betreffende darin vorkommt. Später kam er indessen von diesem Vorfaß zurück, einestheils, um seinen Landeleuten zu zeigen, wie die Niederländische Flagge während der Herrschaft der Franzosen in Europa und der Engländer in Indien, der Intriguen der Letzteren ungeachtet, stets auf der Insel Decima wehte, andererseits, um den Herren Siebold und Overmeer Fiskcher, die Beide der Niederländischen Regierung ein Holländisch-Japanesisches Wörterbuch als ihre eigene Arbeit überreicht haben, zu beweisen, daß sie Alles aus dem Wörterbuche des Verfassers, dessen Original in Japan zurückgeblieben ist, entlehnt haben, und sie also eines Plagiats zu überführen.

In Bezug auf die Kämpfersche Beschreibung Japans bemerkt der Verf., dieselbe sey weniger das Werk dieses Deutschen, der nur zwei Jahre in Japan war und die Sprache nicht kannte, als das des Niederländischen General-Gouverneurs Camphuis.

Die Schrift des Herrn Doeff zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster eine allgemeine Uebersicht von der Regierung, den Sitten und der Religion der Japanesen nebst einer Geschichte der von den Katholiken dort erduldeten Verfolgungen enthält. Vollständigkeit ist hier indessen um so weniger zu erwarten, als der Verf. selbst daran erinnert, daß er alle seine gesammelten Notizen im Schiffbruch verloren habe. Sein Hauptzweck bei diesem ersten Abschnitte war, einige falsche Ansichten, die in Europa über Japan noch immer verbreitet sind, zu widerlegen. Ein vollständiges Werk über dieses Reich wird schwerlich möglich seyn, so lange die Bewohner desselben in ihrem Mißtrauen gegen alle Fremden beharren. Kein Ausländer darf die Landessprache lernen, er darf fogar keinen Umgang mit Japanesen haben, und nur durch eine besondere Vergünstigung war dem Verf. gestattet, sich bei Anfertigung seines Wörterbuchs durch Dolmetscher helfen zu lassen, die er in seine Wohnung kommen ließ.

Die Japanesen kennen die ununterbrochenen Reichen ihrer Kaiser von 660 vor Christi Geburt, also seit 2500 Jahren. Aber der Verf. bestreitet die Angabe aller Schriftsteller über Japan, daß dort ein geistlicher und ein weltlicher Monarch, der Dairi und der Sjogfoen regiere. Der Dairi war vor Alters der alleinige Herrscher und der Sjogfoen nur der allgemeine Feldherr, der vom Dairi ernannt wurde. Im zwölften Jahrhundert nach Christi Geburt wußte der Sjogfoen Joritomo seine Macht erblich zu machen und später ward die Gewalt des Dairi's durch den Sjogfoen Taijo und dessen Nachfolger Daisoe Sama oder Songen, der im Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts herrschte, und der Begründer der noch jetzt bestehenden Staats-Regierung ist, ganz beschränkt, so daß der zu Jeddo residirende Sjogfoen jetzt als der wirkliche Oberherr zu betrachten ist, während den Dairi's nicht viel mehr denn der Schatten ihrer ehemaligen Größe übrig geblieben ist. Sie werden in Niaco, ihrer Residenz, streng bewacht. Nach der Erzählung des Verfassers ist die Regierungsform in Japan keine absolute, wie bei den anderen orientalischen Völkern. Fünf ordentliche und fünf außerordentliche Reichsräthe, die vom Sjogfoen angestellt werden, leiten die Regierung in seinem Namen; alle Befehle werden von ihnen unterzeichnet und ausgefertigt und ihnen muß sofort gehoramt werden. Jedoch nicht nur ihre Gewalt, sondern auch die ihres Gebieters ist an Songen's Einrichtungen und an die alten Gebräuche gebunden, von denen Niemand in Japan ohne einen gänzlichen Umsturz der Dinge abweichen darf. Man denkt hierbei unwillkürlich an einen constitutionellen König, dessen Ministerium das Land nach den bestehenden Gesetzen regiert. Der Polizei-Direktor wird von den Japanesen Mitske und von den Holländern Opperdwardskyker (Oberquerguter) genannt, die unteren Polizei-Beamten heißen bei den Letzteren dwarskyker's. Zu bedauern ist es, daß der Verf. den Ursprung dieser sonderbaren Holländischen Namen nicht angegeben hat.

Japan ist in 68 Landschaften getheilt; die Fürsten derselben müssen ein Jahr in ihrem Gebiet und das andere am Hofe zu Jeddo zubringen, wo sie ihre Frauen und Kinder stets als Geiseln zurücklassen müssen. Selbstmorde sind bei den Japanesen sehr häufig, und sie sind gewohnt, sich um Dinge, die wir Kleinigkeiten nennen würden, den Bauch aufzuschneiden. Besonders thun dies Beamte, die sich einer Pflichtverletzung schuldig gemacht haben; denn in diesem Falle bleibt die Ehre ihrer Familie unbesiegt, während die letztere die Schande theilen muß, wenn sie durch Henkershand starben.^{*)}

Die Religion der Chinesen war vor etwa 600 Jahren vor Christi Geburt die der Sintos, eine Art von Deismus; jetzt sind viele von ihnen Buddhisten, welche in ihren Tempeln Götzen anbeten. Gegen die christliche Religion sind die Japanesen sehr eingenommen. Der Grund davon ist kurz dieser: Früher war der Verkehr der Fremden in Japan unbeschränkt, und es fanden sich bald Spanische und Portugiesische Missionaire ein, die die christliche Religion unter den Ein-

wohnern zu verbreiten suchten. Dies wurde von 1542 bis 1586 geduldet; in diesem Jahre aber verbot der oben genannte Sjogfoen Taijo seinen Unterthanen die christliche Religion, als mit den altväterlichen Sitten unvereinbar. Als die Hauptveranlassungen zu diesem Verbot kann man den Troß eines Portugiesischen Geistlichen betrachten, der sich weigerte, einem Japanesischen Reichsrath die übliche Ehrerbietung zu erzeigen, und mehr noch die Prahlerei eines Spaniers, der, von den großen Besitzungen seines Herrn sprechend, einigen vornehmen Japanesen auf ihre Fragen erzählte, sein König habe sich zum Gebieter dieser Besitzungen gemacht, indem er zuerst Geistliche hingsandte, die das Volk zu ihrer Religion befehrt hätten, und später Kriegerheere, die im Verein mit den Neubekehrten die übrigen Eingeborenen unterjocht hätten. So fing man an, in Japan die Einführung der christlichen Religion als ein Mittel zu betrachten, wodurch die Fremden das Land unter ihre Vormühsigkeit bringen wollten; man wurde mißtrauisch und verbot die Verbreitung der katholischen Religion unter den Eingeborenen; doch erst im Jahr 1597 wurden einige fremde Missionaire mit dem Tode gestraft. Später nahmen die Verfolgungen gegen die Katholiken immer mehr überhand, aber dennoch würden die Portugiesen noch jetzt auf der Insel Decima seyn, wenn sie sich begnügt hätten, ihren Gottesdienst nur für sich auszuüben; allein sie ließen sich im Jahr 1639 in eine Verschwörung mit einigen Japanesischen Großen ein, die heimlich der katholischen Religion zugethan waren. Diese Verschwörung ward zum Theil durch Zuthun der Holländer entdeckt, und die Schuldigen wurden verbannt. In Folge dessen ward das Gesetz gegeben, daß die Einwohner von Rangasaki und der Umgegend alljährlich das Christusbild mit Füßen treten sollten; doch von den Holländern ward dies nicht gefordert. Die Japanesen wissen sehr wohl, daß die Holländer Christen sind; sie betrachten dieselben aber nicht als Portugiesische Christen, wie ein Japanese sich ausdrückte. Da übrigens die Holländer erst im Jahre 1600 nach Japan gekommen sind, so erhellt von selbst, daß die Beschuldigung vieler fremder Schriftsteller, als ob die Holländer die erste Veranlassung der Verfolgung der Katholiken gewesen wären, ganz ungegründet ist; denn diese hatte lange vor ihrer Ankunft in Japan begonnen. Auch würden die Japanesen die Holländer eben so wie alle anderen Europäischen Nationen vertrieben haben, wenn jene nicht von Songen, dem Stammvater der jetzt regierenden Dynastie, im Jahre 1609 ein für alle Zeiten geltendes Patent bekommen hätten, kraft dessen es ihnen erlaubt ist, sich auf der Insel Decima aufzubalten und einen beschränkten Handel zu treiben, der in dem Eintausch von Kupfer und Kampfer gegen verschiedene Waaren besteht, welche jährlich von Batavia nach Decima eingeführt werden.^{*)}

Der zweite Theil der Schrift enthält einen Bericht über den Niederländischen Handel in Japan und einen Abriss der Schicksale des Verfassers als Vorstehers seiner Landsteuer auf der Insel Decima. Der Handel der Holländer mit Japan hat in der letzten Zeit sehr abgenommen: früher führten sie jährlich 15,000 Pifols Kupfer aus (ein Pifol beträgt 120 $\frac{1}{2}$ alte Pfunde), später wurden ihnen 9700 Pifols und zuletzt bloß 6000 Pifols erlaubt, und fogar diese Quantität wurde durch die Unvorsichtigkeit eines Holländischen Vorstehers, der bei der Japanesischen Regierung auf Erhöhung antrug, noch ansehnlich vermindert. In diesem Zustande befand sich der Handel, als Herr Doeff im Jahre 1799 als Subaltern-Beamter in Japan zu einer Zeit ankam, wo auch in den übrigen Angelegenheiten der Faktorei die größte Unordnung herrschte, welcher der Verf. unter dem Beistande eines Buchhalters ein Ende machte. Der Handel gewährt übrigens auch jetzt noch der Holländischen Regierung großen Gewinn, obgleich sie an festen jährlichen Abgaben, wenn Schiffe ankommen, für Hofgeschenke, so wie für die Unkosten der Hofreise und die Miete für die Faktorei auf Decima u. s. w., 24,268 Thails (der Thail ist 33 Stüber, also ungefähr 1 Thaler werth) und, wenn keine Schiffe kommen, 5327 Thails zu bezahlen hat, ohne die Besoldung der Beamten zu rechnen. Die Letzteren dürfen auch für sich einigen Handel treiben, nur nicht mit Kupfer und Kampfer oder mit den Waaren, welche die Holländische Regierung in Japan einführt.

Nachdem der Verf. einige Jahre als Sekretair und Packhausmeister in Japan verlebte, ward er 1803 als Direktor angestellt. Seit 1639 besitzen die Holländer von allen Europäern das ausschließende Recht, Handel in Japan zu treiben, und vergebens haben die Russen und besonders die Engländer wiederholte Versuche gemacht, ebenfalls zu diesem Handel zugelassen zu werden; sie konnten die Erlaubniß der Japanesischen Regierung nicht erlangen. Ein Nordamerikanischer Capitain, Steward, kam 1803 mit einem Englischen Schiff und Ladung unter Amerikanischer Flagge in Japan an; ihm folgte ein zweites Englisches Kompanie-Schiff. Er hatte in den Jahren 1797 und 1798 für die Holländische Regierung auf Batavia zwei Reisen nach Japan gemacht und schien der Englischen Regierung in Kalkutta Hoffnung gegeben zu haben, daß man ihm, weil er in Japan bekannt war, den Handel erlauben werde. Die Engländer hatten das Schiff mit Amerikanischer Flagge in dem Vertrauen vorausgesandt, daß, wenn diese einmal zugelassen worden, man auch die Englische Flagge nicht abweisen werde; dennoch mußten beide Schiffe unverrichteter Sache umkehren. Der Verf. erzählt bei dieser Gelegenheit ein Beispiel von der Klugheit eines Japanischen Fischers. Das Schiff Steward's war im Jahre 1798 auf eine Klippe gerathen und alle Bemühungen, dasselbe flott zu machen, um es an den Strand bringen

^{*)} Der Sage nach, sollen die ersten Holländer, die eine Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen suchten, auf die Frage, ob sie Christen seyen, geantwortet haben: „Wir sind keine Christen; wir sind Holländer.“ Und dieser Versicherung sollen sie noch jetzt die ausschließliche Vergünstigung des Handelsverkehrs mit Japan zu verdanken haben. (D. N.)

^{*)} Vgl. Nr. 64 des Magazins, was Herr Overmeer Fiskcher über diese Sitte berichtet.

und ausbessern zu können, waren vergeblich, bis ein einfältiger Fischer, Ryemon aus der Landschaft Fizen, sich anheischig machte, dies zu bewerkstelligen, wenn man ihm seine Aufkosten vergütigen wolle; im Falle des Mißlingens verlangte er nichts. Man lachte den Mann aus, der zum ersten Male in seinem Leben ein Europäisches Schiff sah; er ließ sich aber nicht irre machen, sondern befestigte an beide Seiten des Schiffes 15 bis 17 kleine Fahrzeuge, wie diejenigen, mit denen große Schiffe in die Flüsse bugsiert werden, und setzte Stützen darauf, die mit einander in Verbindung standen. Als die hohe Springfluth eingetreten war, kam er selbst mit einem Japanesischen Frachtschiffe, das er an das Hintertheil des Schiffes befestigte, und spannte nun, als die Fluth am höchsten war, auf alle kleine Fahrzeuge, so wie auf sein großes, Segel auf; das schwer geladene, tief gesunkene Schiff ward glücklich von den Klippen heruntergebracht und von dem verständigen Fischer auf einen flachen Strand geführt, wo es bequem ausgeladen und ausgebessert werden konnte. Ryemon erhielt nicht nur seine Aufkosten vergütet, sondern der Fürst von Fizen ertheilte ihm außerdem Erlaubniß, zwei Säbel und in seinem Wappen einen Holländischen Hut mit zwei Holländischen Tabackspfeifen zu führen. Im October 1804 kam eine Russische Gesandtschaft nach Japan, um bei der Regierung die Erlaubniß zum Handel zu erwirken; aber auch dieses Gesuch war von der Hand gewiesen, nachdem die Russen ein halbes Jahr auf die Antwort hatten warten müssen.

Im Jahre 1806 machte der Verf. seine erste Reise an den Hof von Jeddo, die früher jedes Jahr, jetzt aber nur alle vier Jahre ein Mal stattfinden muß. Der Direktor begiebt sich alsdann, von dem Arzte und dem Secretair der Faktorei begleitet, nach Jeddo, zu welcher Reise etwa ein Monat erforderlich ist. Dort angekommen, werden die Holländischen Beamten am Audienztage nach dem Palast geführt; der Direktor muß alsdann Sammet-Kleider und einen Sammet-Mantel und der Arzt, so wie der Secretair, mit Gold und Silber besetzte Kleider von Tuch und einen schwarz seidenen Mantel tragen. Die Audienz besteht übrigens in nichts Anderem, als daß die Holländer in den Audienz-Saal eingeführt werden, wo die von ihnen dem Kaiser überbrachten Geschenke aufgestellt sind. Hier sitzt der Kaiser, dessen Kleidung sich von der seiner Untertanen in nichts unterscheidet; der Direktor macht, gleich den Prinzen des Reichs, sein Kompliment, und einer der Reichsräthe redet ihn mit den Worten an: Kapitän Oranda. Hiermit hat die Audienz ein Ende, die längstens eine Minute dauert. Darauf wird dem Kronprinzen und anderen hohen Personen ein Besuch gemacht, die man aber nie zu Hause findet. Nach drei bis vier Tagen findet die Abschieds-Audienz statt, die der ersten ganz gleich ist, nur daß sie nicht vom Kaiser, sondern von den Reichsräthen ertheilt wird.

Auf der Rückreise von Jeddo im Jahre 1806 wurde der Verf. von einer starken Kolik befallen, und ließ sich auf den dringenden Rath der Japanesen nach ihrer Art mit Nadeln stechen. Eine von dem feinsten Golde gemachte Nadel, die so dünn wie ein Haar ist, wird an der Stelle, wo man es für angemessen erachtet, vorsichtig durch eine Röhre mit dem Finger eingeklopft; sobald sie durch die Haut gedrungen ist, wird die Röhre abgenommen, die Nadel mit dem Finger tiefer eingedrückt, und wenn sie tief genug ist, der Kopf derselben zwischen den Fingern hin und her gedreht. Man fühlt nichts als ein Prickeln in den Nerven, und es bleibt weder eine Wunde, noch ein anderes Zeichen zurück. Diese Operation verschaffte dem Verf. einige Erleichterung, ohne indessen die Ursache der Kolik zu beseitigen.

Im Jahre 1808 ging eine Fregatte unter Holländischer Flagge in Decima vor Anker; da in diesem Jahre noch keine Holländischen Schiffe von Batavia gekommen waren, so war man sehr erfreut, kam indessen bald von der Freude zurück, als sich ergab, daß das Schiff ein Englisches war und nur die Holländische Flagge aufgezogen hatte. Die Engländer bemächtigten sich zweier Holländer, die mit einigen Japanesischen Beamten an Bord kommen wollten, und ließen sie nicht los, bevor ihnen die Japanesische Behörde Wasser und Proviant geliefert. Durch die Fahrlässigkeit des Gouverneurs von Nagasaki und einiger anderen Beamten war nichts in Bereitschaft gesetzt, um den Englischen Capitain für seine Gewaltthätigkeiten zu strafen, so daß er ruhig wieder absegeln konnte. Der Gouverneur und mehrere Beamte schnitten sich aus Furcht vor Strafe den Leib auf, andere wurden vom Hofe bestraft. Den Haß, den die Japanesen seitdem gegen die Engländer gefaßt haben, wußte der Verf. später trefflich zu benutzen. Im Jahre 1813 kamen nämlich zwei Schiffe an, auf denen sich ein neu ernannter Direktor der Faktorei befand; sobald aber der Verf. vernahm, daß Holland dem Französischen Reiche einverleibt worden, Java in Englisches Besitz gekommen, und daß die Schiffe von dem Englischen Gouverneur von Java nach Japan gesandt seyen, weigerte er sich hartnäckig, das Comptoir dem Englischen Kommissarius zu übergeben, und drohte demselben, das wahre Verhältniß der Japanesischen Behörde anzuzeigen, in welchem Falle die Schiffe sammt der Mannschaft verloren gewesen wären. Durch Wiederholung dieser Drohung zwang er sogar den Englischen Kommissarius, die Schulden der Faktorei, die sich auf 80,269 Thails beliefen, zu bezahlen. Die Japanesische Regierung ist noch jetzt in dem Glauben, jene beiden Schiffe seyen Holländische gewesen; nur einige Dolmetscher waren im Geheimniß. Auf dieselbe Weise verfuhr der Verf. mit einem zweiten Englischen Schiffe, das im folgenden Jahre ankam und ebenfalls einen neuen von den Engländern ernannten Direktor an Bord führte; auch dieser mußte die Schulden der Holländer aus dem Erlös seiner Ladung bezahlen. Als Belob-

nung für dieses Benehmen, durch welches der Verf. die Holländische Flagge in Japan behauptet und die Engländer am Anknüpfen von Handelsverbindungen mit diesem Lande verhindert hatte, wurde ihm vom Könige der Niederlande der Löwen-Orden verliehen. Erst im Jahre 1817 erschienen zwei Holländische Schiffe, welche die glückliche Umkehrung der Dinge in Europa meldeten, und an deren Bord sich ein neuer Direktor befand. Der Verf. begab sich dabei nach Batavia und wollte von dort auf dem Kriegsschiffe „Admiral Coertsen“ nach Europa zurückkehren, als er an der Insel Diego Garcia Schiffbruch litt. Die Passagiere und die Mannschaft wurden von einer Amerikanischen Brigg, die sich zufällig in jenen Gewässern befand, aufgenommen. Die Papiere, Zeichnungen und Güter, die sich am Bord befanden, gingen aber fast alle verloren. In einem Anhange sucht der Verf. noch besonders sein Recht auf das von den Herren Siebold und Overmeer Fischer der Holländischen Regierung überreichte Japanesische Wörterbuch darzuthun und dieses als sein Eigenthum zu vindiziren.

Bibliographie.

Beschrijving van de Kusten etc. (Beschreibung der Küsten, Häfen, Inseln, Untiefen und Stömungen im westlichen Theile des Mittelländischen Meeres.) Zusammengestellt und mit vielen für Handel und Schifffahrt sehr wichtigen Notizen bereichert vom Marine-Lieutenant erster Klasse, D. G. Müller.

Nalezingen. (Nachlese aus den hinterlassenen Schriften des Dichters W. Bilderdol.) 2 Bde.

Leiden ontzet. (Leiden's Entsatz im J. 1574.) Poetische Erzählung von A. van der Hoop junior.

Het leven etc. (Leben, Thaten und Schicksale von Jan Camphuis, General-Gouverneur von Niederländisch Indien.) Von H. Secman.

Mannigfaltiges.

— Lord Byron und Miß Marie Chaworth. Lord Byron und Herr Musters, sein Mitbewerber um die Gunst der Miß Marie Chaworth, waren Jungsleute, trotz ihrer Nebenbuhlerschaft. Einst hatten sie Beide in dem Trent gebadet; während sie sich am Ufer anjagen, bemerkte Musters bei den Kleidern seines Freundes einen Ring, den er noch vor kurzem als das Eigenthum der Miß Chaworth gekannt hatte. Er nahm ihn sogleich an sich, indem er zu Byron bedeutsam sagte: „Ich kenne die Eigentümerin dieses Ringes und werde ihn behalten.“ Byron stellte vergebens vor, daß er ihn von Miß Chaworth habe; jener behielt den Ring. Nachdem sie lange hin und her gestritten hatten, trat, wie sich denken läßt, auf beiden Seiten ein Stillschweigen während der übrigen Zeit ihres Ankleidens ein. Auf dem Heimwege fragte Lord Byron nochmals, gleichsam, um sich völlig über Musters' Entschluß hinsichtlich des Ringes in Gewißheit zu setzen: „Sie geben mir doch den Ring wieder?“ Die Antwort war ein entschiedenes: „Nein!“ So kamen sie nach Hause; der Ring war nicht zurückgegeben, und die Freunde grollten noch immer. Musters eilte jetzt sogleich zu derjenigen, welche die unschuldige Ursache des Streites war. Der Ring wurde vorgezeigt, und der Liebhaber drang auf eine Erklärung. Marie Chaworth gestand, daß sie gewußt habe, er sey in Byron's Besitz, daß er auch mit ihrer Erlaubniß oder vielmehr mit ihrer Zulassung in seine Hände gelangt sey. Er hätte ihn einst von ihrem Tische genommen und scherzend erklärt, er wolle ihn behalten. Sie hätte sich eben so unbefangen als gleichgültig den Verlust einer Sache gefallen lassen, welcher die Zuneigung in Byron's Augen einen so hohen Werth gab. — Diese Auskunft war bald gegeben, allein Musters fand sich dadurch nicht befriedigt. Er fand es nicht länger zulässig, daß der schöne Gegenstand seiner Zärtlichkeit „zwei Stränge an ihrem Bogen“ haben sollte, und äußerte daher das Verlangen, sie möchte Lord Byron wissen lassen, daß sie an solchen Auszeichnungen keinen Gefallen fände. Er forderte ferner, daß, wenn er (Musters) wirklich der vorgezogene Geliebte wäre, dies beiden Parteien kund werden möge. Das Verlangen wurde erfüllt, und Byron erhielt seinen förmlichen Abschied. (Court Magazine.)

— Der Neujahrstag in New-York. In New-York herrscht ein sonderbarer Gebrauch, der, so viel ich weiß, in keinem anderen Theile der Union stattfindet. Am Neujahrstage besuchen alle Herren ihre Freundinnen, um die Freundschaft mit ihnen zu erneuern oder fortzusetzen. Ein Rechtsgelehrter, mit dem ich bekannt war, führte mich an diesem Tage wohl bei dreißig Damen ein. Die Stunde, die wir machten, dauerte von 9 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends. Fast in jedem Hause fanden wir mehrere Herren, die in derselben Absicht gekommen waren. Man würde es jeder Dame sehr verargen, wenn sie einen Herrn, der sie mit seinem Neujahrbesuch beehrte, mit Gleichgültigkeit behandeln wollte. Oft geben diese Besuche Veranlassung, neue Bekanntschaften zu machen oder alte, die abgebrochen waren, wieder anzuknüpfen. Alle Damen, die wir besuchten, bewirtheten uns, nach der allgemeinen Sitte, sehr reichlich mit Kuchen, Konfituren, Wein, Liqueur etc. und waren sämmtlich auf das schönste und zierlichste gepußt. — Alle Handelsgeschäfte ruhen an diesem Tage. Viele Herren fahren in Schlitten umher, um ihren schönen Gefangenen die Aufwartung zu machen, denn die Etiquette erlaubt es keiner Dame, an diesem Tage auszugehen. (Fiedler's United States and Canada in 1832.)